

## **Reden vom „schönsten unter den unsterblichen Göttern“**

Zur erotischen Inkulturation des Christentums

### **Gottes „gliederlösende Macht“**

Sich fern erleben, nach Vereinigung verzehren, in der alle anderen Begehren verlöschen, von magischer Anziehungskraft des oder der Fremden gebannt sein bis zur Angst – all diese Motive bezieht die Theologiegeschichte auch auf Gott. Gott kann ein erotisches Objekt sein. Gott kann empfunden werden wie „Die Kraft die durch die grüne Kapsel Blumen treibt / Treibt meine grünen Jahre; sie sprengt der Bäume Wurzeln, / Ist mein Zerstörer./ ... Und stumm kann ich nicht meinen Venen deuten,/ Wie denselben Mund die Bergesquelle säugt.“ So formuliert Dylan Thomas die Ambivalenz erotischer Gewalt. Das Hohelied als Metapher erotisierte Religiosität und Gegenwartskultur verschwimmen. Eine Theologie im erotischen Sprachspiel bräuchte sich über Alltagsbezug und Lebensnähe wenig zu sorgen.

Was hindert daran, von Gott zu reden wie der antike Hesiod den Gott Eros beschwor: als „schönsten unter den unsterblichen Göttern“ (Theogonie 120). Als eine „gliederlösende“ Macht, die Vernunft und vernünftigen Willen bezwingt (Theogonie 121). Passt selbst die vorsichtige Sprache protestantischer Semi-Ekstasen nicht mehr in die erotisierte Gegenwartskultur? „Ich will dich lieben, meine Stärke, ... meine Zier ... mit ... immerwährender Begier.“ (Johann Scheffler 1657 <altes EKG 254>) Im Urgestein protestantischer Frömmigkeit mischen sich zärtliche Verehrung, erhebendes Gefühl und das Aufblicken zu einer stärkeren Macht. Wieso hat sich diese Mischung zwischen „Gras und Ufern ... Wind und Weite“ verloren?

Muß eine rational orientierte Kultur per se unerotisch sein? Aus der Sicht der antiken Philosophie nicht unbedingt. So nahm noch Plato an, dass gerade der Dämon Eros die Reflexion des Höchsten gut beflügeln kann. Nur diese dämonische Kraft vermag, das Begehren stufenweise ins Metaphysische zu leiten: hin zur Reflexion der Idee, und hier verbindet sie sich mit der Erfahrung des Schönen. Noch Hegel als klassischer Vertreter des Deutschen Idealismus spekulierte durchaus nicht unerotisch – jedenfalls abstrakt motivgeschichtlich betrachtet: Wer hegelianisch von Gott spricht, spricht von „ewiger Liebe“ zum extrem Anderen, vom Tod und von „ungeheurer Vereinigung“. Der „Geist selbst“ sei „die ewige Liebe“. Sie führt hinein in den Tod Jesu, zur „ungeheuren Vereinigung“ der göttlichen Identität mit dem extremen Anderssein (der Negation des Todes) und hebt ihn damit auf. Ein abstraktes Konzept, doch in seiner narrativen und spannungsreichen Dynamik auch als Skript für erotische Beziehungsdramen denkbar. Hegels erotische Dynamik beflügelt noch die Sprachwelt in Eberhard Jüngels Gottesspekulation über „Gott als Geheimnis der Welt“. Nach Jüngel geht es bei Gottes Geheimnis um Hingabe, Sich-Neu-Finden im Anderen und um die Vereinigung von Gegensätzen. Doch motivisch hat sich die Erotik still und leise hin zur Caritas verschoben: Es geht nicht mehr um das Begehren, sondern bei der Rede von Liebe siegt der Trend zur „immer noch größeren Selbstlosigkeit“. Das semantische Format der Rede von Gottes- und Menschenliebe wird unerotisch und bieder.

### **Gründe für einen unerotischen Gott**

Faktisch haben genug Gründe dafür gesprochen, Gott unerotisch und Frömmigkeit leidenschaftslos zu denken. Dieser christliche Trend hält sich bis in unsere sexualisierte Gegenwartskultur durch. Was spricht gegen eine erneute Verknüpfung nach dem Vorbild des Hohenlieds? Gar asketische Kirchenväter oder der mittelalterliche Klostervater Bernhard von Clairvaux nutzten diese Möglichkeit. Sie griffen gern auf erotische Metaphern zurück und theologisierten z.B. über den ununterbrochenen excessus. Selbst wenn die Theologie inzwischen, z.T. auf Drängen der feministischen Theologie, das Motiv der ‚Körperlichkeit‘

für sich entdeckt hat, so bleiben die semantischen Kontexte doch eher unerotisch: Es geht vorrangig um den kranken, heilungsbedürftigen, defizitär erlebten Körper; und noch die Geschlechterrollen werden vorrangig als Leidensquelle thematisiert. Zwar soll inzwischen auch gottesdienstliches Körpererleben im liturgischen Tanz integriert werden. Doch die Choreographie zügelt das erotische Element von Körperlichkeit dabei so stark, daß auch kartenspielkritische Pietisten wenig einzuwenden hätten.

Die Zitation von 'Körper', 'Geschlecht' oder 'gender' garantiert keine Verknüpfung mit erotischen Themen, Denk- oder Sprachformen. Es liegt nicht unbedingt an 'verkopften Männern' oder 'gefühlbetont-körpernahen' Frauen als Subjekten theologischer Konzepte.

### **Gottes Domestikation: Gott wird Familienmitglied <oder: Gott in Mutterfunktion>**

Der Verzicht auf erotische Sprachformen geht mit einem großen religiösen Gewinn einher. Kulturell stellte er eine theologische Anpassungsleistung dar: Motivisch fügte er sich hervorragend in die Erlebensweisen einer bürgerlichen Milieuwelt ein, für die die 'Heilige Familie' das religiöse Hauptmotiv bildete. Über dem bürgerlich-protestantischen Ehebett hatten erotische Kunstdrucke kaum eine Chance gegenüber der religiös verkörperten Urmutter Natur, die ihren ummauerten dunklen Schoß z.B. dem Ruderer in Arnold Boecklins „Toteninsel“ (1880) entgegenstreckt. Metaphysische Distanzen erstrecken sich zu klar erotischen Darstellungen wie Gustave Courbets „Ursprung der Welt“ (1865/66). Hier sind es reale Schenkel, die das Paradies verheißen können. Damit bietet Courbet sozusagen eine erotische Variante der 'Metaphysik von unten'. Sie bleibt zu auffallend für das bürgerliche Schlafzimmer. Protestantisch-bürgerliches Familienleben und Eros stehen einander idealiter dichotom entgegen. Diesen Dissens schrieb Anders Nygren 1930/1937 wertphilosophisch fest („Eros und Agape“, 2 Bde.): Begehrender Eros und christliche Selbstlosigkeit („Agape“) bekämpfen einander. In einer derart erosfeindlichen Lebenskultur kann Erotik die Familie oder den bürgerlichen Glauben nur unterwandern wie ein Feind.

Übrig bleibt: Sinnlichkeit im Rahmen metaphysisch überhöhter Naturschilderungen (Gott mit dem Antlitz von 'Mutter' Natur) und Gott als Familienober-Oberhaupt mit Herrentitel und dennoch ur-mütterlichen Zügen: als Zulieferer von Erbarmen, Schutz für Familie und Vaterland, Zuwendung, Pflege ohne Eigeninteressen. Dem entspricht ein religiöser Konsument mit überwiegend kindlichen Grundbedürfnissen. (Der ggf. von ebenso Bedürftigen umgeben ist, die ebenso versorgt werden müssen.) In bestimmter Hinsicht war damit die feministische Theologie längst vorweggenommen worden: Der domestizierte Gott war längst auf dem Wege, überwiegend freundlich, nahe, klein und tendenziell auch ohnmächtig zu werden. (Die lutherische Gesetzestheologie bleibt ein erratischer Erinnerungsblock an eine andere theologische Kulturwelt: Gott als selbstbezogen, fern und mächtig.) Die gedankliche und gefühlsmäßige Einschränkung Gottes auf familiäre Rollen setzt in etwa so viel erotische Kraft frei wie sie zwischen „Mama“ und „Papa“ und „Papa“ und „Kind“ gedacht werden darf. Als kultureller Kontrast: Vielleicht das schönste Bild der Verweiblichung Gottes hatte Augustinus in seinen „Confessiones“ vorweggenommen: wie er sich sieht, die Milch aus Gottes Brüsten saugend. Auch Mütterlichkeit im klassisch-idealen Rollenformat kann sinnlich bis zur Anstößigkeit beschrieben werden! Nähren, pflegen, zuzwinkern, abkitzeln ... Augustinus' Bild von Gottes Brüsten erinnert daran, dass sich auch elementare Fürsorge im erotischen Paradigma beschreiben läßt. Diese Sinnlichkeit erotisch wahrnehmbarer Körper widerspricht jedoch dem unerotischen Familienformat des 19. Jahrhunderts. Der im familiären Kontext thematisierte Körper ist selten der begehrte oder begehrende, sondern fast immer der verwundete, geborgene, heilungsbedürftige, geschützte etc. Es bleibt der Körper in der kindlichen Rolle. Religiös ist es der Körper, der von Gott im religiösen Sinne gewärmt wird. 'Mutterschaft' wird im Familienformat des 19. Jahrhunderts

weniger durch Brüste symbolisiert als vielmehr durch ethische Tugenden wie sinnlose, pflichterfüllende Liebe in Selbstlosigkeit und Aufopferung. Die Rede von Gott im kleinbürgerlichen Milieu-Format verwaltet Gott als diese Mutter.

Trotz sozialer Umbrüche seit den 1960er Jahren – gerade auch im Frauenbild – hat sich von den Rolleninhalten her der unerotisch-bemutternde Gott durchgesetzt: Er/Sie ist lieb, nah, und klein. Er kümmert sich um menschliche Grundbedürfnisse und ist bemüht, sie zu versorgen: Er sorgt für Sinnfindung, Kontingenzbewältigung, das fragmentierte Selbst heilen etc. (Eine feministischere Theologie hätte gut damit getan, zunächst das Mutterklischee zu dekonstruieren, statt die bürgerlich halbierte Frau zum theologischen Zentrum auszubauen. Der Gewinn dekonstruktiver Genderforschung bleibt abzuwarten.) Nur noch selten tritt er als Subjekt mit eigenen Ansprüchen und Bedürfnissen auf, frustriert er Erwartungen oder trägt er gar aggressive, machtvollere oder zerstörerische Züge. Gott scheint hinreichend als Grundversorger bekannt zu sein, und das macht ihn/sie sehr unerotisch bis langweilig. Er bleibt ein Gott der kindlichen Grundbedürfnisse. Realen Lebensnöten bleibt er damit fern wie eine Hollywoodromanze von den Abgründen einer gelebten Beziehung.

### **Erotik – Leidenschaft für das Verhüllte**

Der 'Heimat'- und Familienglaube vom Fürsorgetypus kommt der urmenschlichen Sehnsucht entgegen, ununterbrochen und sicher geliebt zu werden. Seine Kehrseite: Er vermag gegenteilige Alltagserfahrungen nicht mehr zu integrieren und zu verarbeiten. Gerade für heutige Grunderfahrungen: verborgen bleibender Sinn, Verlassensein, Zerstörung tragender Strukturen etc. - stellt er keine semantischen Systeme oder Symbole bereit. Dem Heimat- und Versorgerglauben als theologischem Leitmotiv haftet insofern etwas Folkloristisches an. Theologisch erscheint es aktueller, alte lutherische Grundweisheiten wieder ins Zentrum zu rücken: Gott ist fern, Gott kann zornig sein, Gott hat Macht, eigene Würde, ein verborgenes Gesicht etc. An solch einem Gott kann man sich auch mit gegenwärtigen Alltagserfahrungen abarbeiten. Er ist nicht nur eine Funktion, sondern ein sperriges Gegenüber.

Semantisch-ästhetisch ist Gott in der Kultur der späten Moderne so unverständlich-geheimnisvoll wie die Zeichen in den Werken von Antoni Tàpies und so verhüllt wie die übermalten Motive bei Arnulf Rainer. Religiöse Sprache muß sich mit dem kulturellen Wandel verabschieden vom Gott des Familienidylls und sich auf fremdartige Makro- und Mikrokosmen einlassen, wie es die Gegenwartskunst inzwischen tut. Erfahrungen von Fremdheit, Bedrohtsein und Ringen um neue Orientierungen sind wichtige theologische Anknüpfungspunkte: Gottes Ort, Gottes Name, Gottes Beziehungsformen sind nicht länger das Familienmilieu. Gottes Name kann 'Alien' sein, oder 'Maschine', 'Energie', oder die Maske eines fremden Gottes. Der theologische Gewinn für den Verzicht auf den funktionalen (Mutter-)Gott: Gott in der Semantik des Unverständlichen kann seine eigene Würde jenseits familiärer Mutterfunktionalisierung zurückerlangen. Augustinisch gesprochen, kann Gott mit der Freisetzung von unerotischen Mutterpflichten wieder um seiner selbst willen interessant werden (augustinisch: er kann 'genossen' statt 'gebraucht' werden). Der funktional nur schwer konsumierbare Gott bietet endlich auch wieder Spielraum für erotischere Formate. Er kann in seiner eigenen Ästhetik wahrgenommen werden und das Verlangen nach Verstehen wecken wie die platonische Idee. Vielleicht liegt ein theologischer Denkfehler aus dem religiösen Familienparadigma darin, dass diese theologischen Ansätze noch immer das Autonomieproblem nicht religiös bewältigt haben: Kein Mensch ist religiös so bedürftig, dass er ewig nur Grundbedürfnisse versorgt haben möchte. Kindschaft ist eine Beziehung, in der das Kind die Eltern zur selbständigen Menschwerdung braucht – existenznotwendig. Erotik ist eine Beziehung, in der man ohne den anderen durchaus existieren kann. In der die Reife so groß ist, dass man sie auch aufs Spiel setzen kann und zu Veränderungen durch den anderen

bereit ist. Religiöser Eros entspricht insofern mehr dem 'Erwachsenen-Format'. Mit der anerkannten neuen kulturellen Fremdheit Gottes und mit dem Abschied vom Leitbild des Gläubigen als religiösem Konsumenten von Gottes- und Kirchenfunktionen könnten auch wieder erotischere Motive in der Theologie Heimat finden: Motive wie Alterität und Fremdheit, Distanz und Nichtverstehen, Aggression und Zerstörung. Ohne diese Motive kann gegenwärtig keine Heimat mehr beschrieben werden. Auch keine religiöse Heimat. Erst die (religiöse) Trennung schafft Raum für Sehnsucht nach Nähe, seliger Schau oder Verschmelzung, und erst Distanz macht den Eigenwert des Geliebten deutlich: „I really want to see you.“ (George Harrison in „My Lord“)

-----  
Gedicht Dylan Thomas, „Die Kraft die durch die grüne Kapsel Blumen treibt“

Sabine Bobert, geb. 1964, Studium der Theologie in Berlin und Pittsburg/USA, Professorin für Praktische Theologie in Kiel.